Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Fortsetzung]

Autor: Matthey, Maja

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572701

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Maienlust.

Uns einer nenen Uebertragung der Gedichte Walthers von der Dogelweide von Mag Aufberger, Zürich.

Wollt ihr Märchenwunder schauen, Die dem Mai erblühn? Seht die Männer, seht die Frauen Wandern durch das Grin. Cenzes Allgewalt! Bist geheimen Zaubers mächtig: Wo du einziehst jugendprächtig, Da ist niemand alt.

Wehmut soll uns nicht bezwingen. Cast uns fröhlich sein! Cast uns tanzen, lachen, singen -Ritterlich und fein. Mag die Klage ruhn! Da die Döglein jubelnd wieder Singen ihre schönsten Lieder, folgt dem wackern Tun!

D, wie nun in Ciebeglüben Alles fämpft entzückt, Wie die Bäume rings erblühen Und das feld sich schmückt, Das noch erst so tot! Seht, da streiten um die Ehre, Wer die Größte, Schönste wäre, Blümlein weiß und rot.

Roter Mund, wie schlecht doch fleidet Dich das Cachen dein; Augen traut, daß ihr noch weidet Euch an meiner Pein! Wär wohl lieber tot, Kommt mir vom holdseligsten Munde Cenzeslust packt Groß und Kleine. (Wehe, Stunde flieht auf Stunde) Nichts als bittre Not!

Daß ich unter Tag nicht weine, Tu' ich mir Bewalt, Und im Traum noch seh' ich deine Liebliche Bestalt. Sieh mich gnädig an! Dag nur ich allein vermiffen Soll von dir ein freundlich Grüßen, Ist nicht wohlgetan.

Boldne Cebenslust, sie komme Mir durch dich zurück, Dag mein Ceben wieder fromme; Wünsch' ich dir doch Blück. heb' die Augen weit: Und von dir nur soll mir keine freude werden heut?

Die Stadt am See.

Nachbrud berboten. Male Rechte borbehalten.

Erzählung von Maja Matthen, Zürich.

Aufschluchzend warf sich Virginia ihrem Vater aufs neue in die Arme und versteckte ihr Antlik in seinen Leinenkleidern.

"Laß es gut sein, mein Mädchen!" sprach er. "Wie sieht es aus auf dem Kahenwiesli?"

"Das Haus ist unter Dach," sagte Frau Arnold und löste die Tochter aus den Armen ihres Vaters.

"Fasse dich," flüsterte sie ihr zu; "wenn man zu den Einsamen geht und zu den Betrübten, muß man mutig sich selbst vergessen!" Birginia ließ sich von der Mutter zu einem Stuhl geleiten. Von dort aus sah sie den Bater und konnte in seinem Antlit und an seiner Gestalt die Veränderungen bemerken, die sein Aeußeres erlitten hatte. Seine Haltung war aufrechter geworden als damals, da er noch in der Freiheit schwer an seinem Verschulden trug. Sein Ge= sicht war durchzogen und bedeckt von feinen neuen Linien, die wie eine frause Schrift in seiner Haut eingegraben waren. Sie sah, wie sich ihre Eltern stumm an den Händen gefaßt hielten. "Die Eltern verstehen sich, ohne miteinander zu reden," dachte sie. "Sie haben sich nichts Lautes zu sagen..."

In dem Zimmer tickte eine Uhr einkönig die Se-kunden an. Der Zeiger bekam einen Ruck und schob sich von Strich zu Strich. "Das Leben hat seine Zeit," dachte sie. "Hinter der Zeit liegt die Ewigsteit, darin keine Uhr die Sekunden antickt, eine Zeit, die keine Zeit ist; denn sie kennt keine Vergangenheit und kennt keine Zukunft. Sie liegt außerhalb un= serer Vorstellungstraft, wie sie außerhalb unseres Lebensringes liegt." Es wurde ihr plötlich deutlich, als träte eine Vision vor ihre Seele, daß ein Leben das größte Wunder war, was die Erde besaß, daß ein Mensch Gottes herrlichste Offenbarung war, die er aus sich losgelöst in die Zeit stellt, in die beweg= liche Zeit, die aus Bergangenheit und Gegenwart sich eine Zukunft schafft, darin ein Zeiger unablässig Sekunde um Sekunde antickt. Sie fühlte, daß

der Verstand im Leben ein schlechter Berater sein fonnte, daß ihm zu mißtrauen war; denn der Ber= stand entschied immer eigennützig, immer auf seinen Vorteil bedacht und ging so weit, ein Leben zu zwingen, sich abzukurzen, weil er es als nüglicher ausgeklügelt hatte; er zwang dem Unglücklichen die Waffe in die Hand und dem Armseligen den Strick um den Sals. Er hieß die Verlassenen sich auslöschen in den Wasserfluten und die Entehrten ein giftiges Tränklein brauen, um ihre Dauer zu enden. Und doch war ein Leben das schönste Wunder der Erde und ein Mensch Gottes herrlichste Offenbarung! Langsam begriff sie, daß dem Willen zum Leben der Wille zum Leiden gepaart sein mußte. Wieder spürte sie etwas sich in ihr emporrecken, das ver= langte, sich mit dem Weltwillen zu vereinen, an den Energien sich zu stärken, die ungebunden im Raume schwammen und auf den Willen warteten, dem es gegeben ist, sie sich dienstbar zu machen. Die Uhr schlug eine halbe Stunde an. Virginia stand auf und sah zu dem Fenster hinaus, zwischen den Gitter= stäben hindurch. Sie sah hinaus auf ein graues Feld, darauf der Schutt geschafft wurde, den die Stadt abwarf. Meter= und meterweit dehnte sich das Feld aus, darauf der Abfall sich breitmachte, der Rehricht und die Scherben einer Stadt! Es ver= langte sie nicht, lange hinauszusehen auf das breite, graue Feld, darauf die ausgelaugte und abge-stoßene Realität des Lebens lag, der Kehricht, der Schutt und Scherben und Asche! Das gab es alles, das war da, und jeder Tag brachte davon und häufte seinen Abfall auf dem Felde auf. Das war notwendia, und es wäre töricht gewesen, diese Notwendig= keit wegzuleugnen oder abstreiten zu wollen. Aber es war nicht notwendig, darin herumzustöbern, sie umzuwenden, zu untersuchen und ihren Staub in die Nase zu ziehen. "Die Wahrheit ist in der Seele," flüsterte sie. "Niemand wird sie aus dem Abhub heraustisteln!" Sie ging auf ihren Platz zurud. Ihre Eltern sagen Sand in Sand.

"Kommt nicht mehr hierher," bat Arnold, "auch du nicht, Flavia! Ich will die letzte Zeit allein sein und ohne Berührung mit allem, was außerhalb dieser Mauern liegt. Ich komme zu euch im März." Die beiden Frauen standen auf. Die Zeit war

Die beiden Frauen standen auf. Die Zeit war abgelaufen, in der sie mit Arnold sprechen konnten, in der er ihnen gehörte. Die andere Zeit begann für ihn, die peinliche und schwere, darin er eine Nummer war, in Sträflingskleidern steckte und einen Be-

ruf ausübte, der nicht der seine war.

Die Frauen gingen die Steinstufen hinab, dem Ausgang zu. Sie schritten über den kahlen Hof und ließen das Tor hinter sich zufallen. Sie mußten sich aus der Abgeschlossenheit, darin sie eine halbe Stunde gelebt hatten, wieder zurücksinden in die Welt, zu der sie gehörten, darin die Menschen frei waren, nach ihrem Willen zu gehen und zu kommen, nach ihrem Bermögen sich zu kleiden. Der Lärm der Straße umbrauste ihre Ohren; die Trams, die Wagen sauften an ihnen vorbei, ohne daß sie es besmerkten. In ihren Ohren war noch die Seltsamskeit des Ortes, wo die Stille rauschte, wo die

Seufzer über ein boses Geschick durch die Luft git= terten. Menschen gingen an ihnen vorbei mit hasti= gen Schritten, und andere stellten sich an die Schaufenster; andere schlenderten schwazend über die Trottoirs, die Hände in den Muffs versteckt und die Rragen hochgeschlagen. Jeder der vielen, die da vorbeihasteten, schlendernd schwatten oder staunend vor den Schaufenstern standen, trug sein Geschick und ging einem dunkeln Ziele entgegen. Reiner kannte sein Ziel; keiner konnte genau sagen, ob er sich in den Gassen verlaufen würde, in die Irre, oder in die Fremde gejagt würde. Niemand wußte, welche Macht es war, die ihm im Nacken saß und ihn zwang, sich so und nicht anders zu entscheiden. Es war, als tappten alle im Nebel herum und sahen sich durch einen Nebel und streckten sich im Nebel die Hände entgegen. Immer umgab sie dieser farblose Flor und war zwischen ihnen und legte sich um die Worte, die ihnen aus der Seele über die Lippen drängten, und gab ihnen einen andern Klang, der sie fremd an das Ohr des Lauschenden tönen ließ. Eine einzige Gewißheit war in all dieser Wirrnis, in all dieser Eile, in all dem Jagen und Ringen um ein entferntes Ziel: Einmal wurden die Lippen fühl und die Füße steif all derer, die liefen. Statt ihrer sprangen andere einem entfernten Ziele nach und versuchten, ihr Schicksal zu ergründen, sich die Kräfte der Erde dienstbar zu machen und nach Kronen zu greifen, um Dornen in den händen zu halten...

Die beiden Frauen schoben sich durch das Gestränge hindurch. Sie hatten sich ihre Schleier tief über das Gesicht gezogen, damit sie nicht erkannt und aufgehalten würden. Es war eine überflüssige Nengstlichkeit. Die an ihnen vorbeiliefen, an denen sie sich vorbeischoben, die achteten nicht auf sie. Die hatten ihre eigenen Angelegenheiten; die stürmten ihrem eigenen Ziele zu und achteten nicht auf das, was neben ihnen war, was neben ihnen zusammens sank, weinte oder lachte. Die Nebeldecke fiel herab in die Straßen und machte die Mäntel der Schreistenden feucht und dämpfte die Lichter in den Ausslagen, als kämen ihre Flammen aus verweinten

Augen..

Birginia war die Treppe zu ihrer Wohnung heraufgesprungen und hatte den Spiritus unter dem Teekessel angezündet. "Bis ich Mantel und Hut absgelegt habe, kocht das Wasser!" rief sie und wehrte dem Hündlein, das an ihren feuchten Kleidern heraufsprang und sich nicht wollte abweisen lassen.

Frau Arnold strich ihm durch das weiße weiche Fell, hob es hoch und sah ihm in seine runden brausen Augen. "Im März," sprach sie leise und setze das Tier wieder zurück auf den Boden. Das rollte sich getröstet zusammen und war zufrieden, daß es gestreichelt worden war und seine Herrin etwas zu ihm gesagt hatte, das nicht so traurig klang wie alles, was sie vorher gesprochen hatte. Das Hündlein sing an, behaglich in seiner Ecke zu schnarchen.

Ein Brief war in ihrer Abwesenheit gekommen. Birginia schraubte das Licht auf und sah auf den Poststempel, der den Namen eines italienischen Dorsfes trug. "Die Chiara hat den Brief schreiben lassen," sagte sie und las seinen Inhalt der Mutter

"Es ist Weihnachten in meinem Dorfe, wenn Sie den Brief erhalten," las sie. "Ich habe die Kupferspfannen geputzt und mit Lorbeerzweigen besteckt in dem Häuslein, das nun mein Eigentum ist. Aus dem Garten habe ich einen bittern Salat geholt als Würze zum Fest und Herbstumen gebrochen für das Bild des heiligen Giovanni. Das steht grade über dem Hausaltar in der Mitte und ist freundlich anzusehen. Ich habe die Finger meiner Kinder das vor gefaltet und sie ein Gebet für Sie sprechen geslehrt, weil Sie gut waren und mich nie kränkten."

Hier endete der Brief, dem man es ansah, daß er mit vieler Sorgfalt geschrieben und auf eine alt=

modische Art mit Sand getrocknet war.

Das Teewasser schoß dampfend aus dem Resselchen. Birginia bereitete das Getränk und gog da= von der Mutter ein. Die Glocken in den Kirch= türmen begannen, die Christnacht einzuläuten über Lindenberg. Sie drangen durch den Nebel aus der Stadt und tönten aus den Weilern und Dörfern, die rund um den See lagen, und schlugen in allen Kirchen an, die sich über einem Kreuze wölbten. Die einen waren tief gestimmt und quollen aus Glocen, deren Ruf durch Lindenberg gestürmt hatte in gefahr-voller unruhiger Zeit; die andern frohlockten in hellen hohen Tönen und waren neu und hatten noch nicht der Stadt eine große gemeinsame Not verkünden müssen. Sie gaben zusammen einen rauschenden gewaltigen Ton, der die Seelen anrief und in ihnen Erinnerungen weckte. Virginia stand auf, um die Fenster zu öffnen und den Glockenton hereinzulassen, der aus den Kirchen kam. Aber mit dem Wohllaut kam auch der Nebel herein und der naftalte, feuchte Atem der Nacht. Sie mußte das Fenster wieder schließen. Trotzdem flang das Geläute in ihre Stube und war anzuhören, als sängen tausend Jungen eine große ge= waltige Menschheitsmelodie, als sprächen tausend Lippen ein wundertiefes fremdes Lied.

Frau Arnold hatte ihre Tochter beobachtet. Sie hatte gesehen, wie sie sich bei dem Klang der Glo= den lauschend erhoben und an das Fenster ge= sprungen war, es öffnete und rasch wieder schloß. "Der Nebel, die seuchte Nachtlust," sagte sie, "das sind ungute Gesellen. Die dringen überall herein, wo man es leidet, und dringen durch die Vorhänge und hängen sich in die Kleider und möchten durch unsere Haut in uns hineingelangen. Komm, ich will dir erzählen!" Virginia kauerte sich neben die Mutter und legte den Kopf in ihren Schoß. Das war eine alte Gewohnheit von ihr, die sie aus der Kinder= zeit beibehalten hatte. Mit ihren kleinen Angelegenheiten war sie vom Spiel fort zu der Mutter gesprungen und hatte ihren Kopf in ihren Schoß ge= schmiegt und war wieder fröhlich fortgesprungen. So hatte sie es gemacht, als sie erwachsen war, wenn sie die Fragen des Lebens ängstigten, das wie ein dunkler Strom sie umbrauste, rätselhaft und ge=

walttätig.

"Es ist ein Traum," begann Frau Arnold, "den

ich in jungen Jahren undeutlich träumte, mit kunterbunten Bildern untermischt und überzogen, sodaß mir davon nur eine dunkle verschwommene Vorstellung blieb. Ich habe den gleichen Traum seit meinen Mädchentagen oft geträumt. Mit jedem neuen Male fiel von den kunterbunten Bildern zu= rück in das, was im Dunkeln ist; der Traum selbst trat flarer hervor. Zulett habe ich ihn wieder in die= sen Rächten geträumt, flarer denn früher und fast frei von Bildern und Ausschmückungen, wie sie sich in den Träumen zeigen. Diesen letzten Traum will ich dir erzählen, obwohl ich glaube, daß ich ihn noch deutlicher träumen werde, daß er sich noch schöner und klarer herausschälen läßt, bis ich ihn einmal ganz weiß und leuchtend mit meiner Seele aus der Zeit in die Ewigkeit heben kann. Dieses Geträum deiner Mutter mag dir und vielen eine Torheit erscheinen, mein Mädchen, weil Träume außerhalb der Wirtlichkeit stehen..."

"Erzähle," bat Virginia und drückte den Kopf

tief in den Schoß der Mutter.

Frau Flavia lehnte sich zurück und öffnete die Augen groß, als sähe sie etwas Lichtes und Frohes in einer Ferne, die andern Augen nicht sichtbar. "Ich glaubte zu schlafen," sagte sie, "und war wach. Ich war wach mit den Augen, dem Gefühl und den Ohren; aber es war keine Bewegung in mir. Es war dunkel in der Stube, und mein Ohr achtete auf die Nachtgeräusche. Plötlich sah ich aus dem Dunkel mich selbst. Es war nicht ich und war ich in Gestalt und Gesichtsausdruck, aber es war ein leuchtendes Ich, von einer wunderbaren weißen Helle. Mein leuchtendes Ich kam auf mich zu, und ich wollte meinem Ich entgegenschreiten und es umschlingen. Du stirbst, sobald wir zusammenkommen,' sagte mein anderes Ich. Da fielst du mir ein, dein Bater und vieles, was ich noch nicht vollendet habe, und ich bat: "Laß mich meine Pflichten erfüllen!" Da nickte mein leuchtendes Ich und verschwand, und ich weinte im Dunkeln, bis eine Stimme neben mir sang: , Einmal kommt ein Tag; da ist Raum für alle auf der Erde; Gewand und Speise ist da für alle. Da rennt nie= mand mehr um Geld oder eilt, Geldeswert zu erjagen. Da spricht Gottes Stimme klar aus den Seelen und wird von allen Seelen verstanden. Sie fassen sich an den Händen, die Menschen, und lesen einander die Gebote der Güte von den Lippen. Alle Gehirne strengen sich an und denken und regen sich für den einzelnen; jeder einzelne denkt und regt sich für alle; denn die Menschheit ist eins geworden in der Güte und hat verlernt, sich zu hassen, sich zu zer-stören, sich untereinander in den Abgrund zu stoßen, zu hintergehen, zu übervorteilen und zu vergewal= tigen. Sie leben alle in einem und einer in allen und haben überwunden, was an Schredniffen, an Grauenhaftem in ihnen war, und ausgetauscht an die Güte. Einmal fommt ein Tag; dann herrscht die Seele. Sie trägt feine Krone und läßt sich feinen Thron erbauen. Sie wandelt nicht in Purpur und Pracht einher und fnechtet hoffärtig, was neben ihr atmet. Sie ist selbst die Gute und trägt die Gute in die Wohnungen der Menschen..."

Frau Arnold sah noch eine Weile mit strahlenden Augen still grade aus. Sie brauchte Zeit, um sich zu= rückzusinden aus diesem visionären Zustand in die Wirklichkeit. "Das ist mein Traum, Virginia," sagte sie endlich. "Das hat mir mein seuchtendes Ich er= zählt!"

"Der Tag liegt weit," antwortete Virginia, "und ich weiß nicht, ob er jemals kommen wird, Mutter; die Menschen sind grausam untereinander in der Mehrzahl, sie sind wie wilde Tiere, die sich ihre Beute gegenseitig abjagen möchten. Die Wenigen kommen nicht an gegen die Vielen; die werden von den Vielen zerstört wie ein Stückhen grünes Land, darauf der Verg niedersaust..." Das Mädchen hob den Kopf aus der Mutter Schoß und sah sie an: "Aber dein Traum ist schoß und hat eine Kraft, Wurzeln zu wecken, entgegen der Vernunft. Er beginnt in meinem Innern zu leben und mir ein Trost zu werden."

"Wir wollen an diesen fernen Tag glauben und für ihn schaffen," sprach Frau Arnold. "Wir wollen nicht müde werden und nicht mutlos, wenn es uns scheinen will, als rücke er um so ferner, je emsiger

wir für ihn schaffen."

"Ja, wir wollen uns diesen Trost erhalten," flüsterte Virginia und stand vom Boden auf, darauf sie gekauert hatte. Mit ihr sprang das Hündlein empor, das sich ihr zu Füßen gerollt hatte, und wollte sich in Frau Arnolds Schoß ducken. Sie mußte aufstehen, um sich des Hündleins zu erwehren, das zutraulich sein schwarzes Schnäuzchen an ihren Knieen rieb.

"Diese schwere Zeit hat uns einander nahegesbracht," sagte Frau Arnold. "Wir haben in ihr zuseinander gefunden, du jett nicht bloß meine Tochter, du auch meine Freundin und Schwester!"

Die beiden Frauen umschlangen sich und hielten sich fest aneinander geschmiegt. Längst schon waren die Glocken verklungen, darüber sich die steinernen Kirchtürme erhoben, wo Altäre standen, wo auf verschiedene Weise und von verschiedenen Lippen Gottes Wort in die Menschen gestreut wurde. Frau Arnold und Virginia gingen an das Fenster, öffne= ten es und beugten sich hinaus. Die Nebel waren fortgezogen. Es war, als hätte ein durstiger Mund alle Feuchtigkeit aufgetrunken, die zwischen Sim= mel und Erde dunstete. Rlar traten die Sterne her= vor, und der Mond goß sein weißes Licht über die Berge, über den See und über die Stadt, darin die Lichtlein in den Straßen und Häusern erloschen waren, darin der Friede von Fenster zu Fenster ging und seinen milden Glanz in die Menschen schüttete, sodaß die Hadernden träumten, eine unbekannte Seligkeit sei in ihnen eingezogen. Den Hartherzigen schmolz das Eis fort an einer Ede ihres Herzens und ließ einem Fünkchen Güte Raum, um in die Gis= festung einzufallen. Gleich silbernen Lilien standen die Firne in den Himmel, vielblumig und mit weitgeöffneten Relchen in den untern Reihen dort, wo die Schneefelder breit, wie eine schwere Silberlast glänzten, und mit spikgeschlossenem Relch zuoberst dort, wo der Firn in den Himmel ragte, wo ihn die

fremde Luft streifte, die niemals durch das Tal streicht, die keine Lunge in den Niederungen zu atmen bekommt, die nur jenen umkreist, der sein Leben ihr jauchzend entgegenwirft und es wagt, über Grat und Fels emporzuklimmen, über Schlünde und Nisse sich zu schwingen und seine Fußspuren in den wandernden Eisstrom zu schlagen und eine Brücke durch die Luft zu bauen, ohne andere Stützpfeiler, als sie der Himmelsbogen hat.

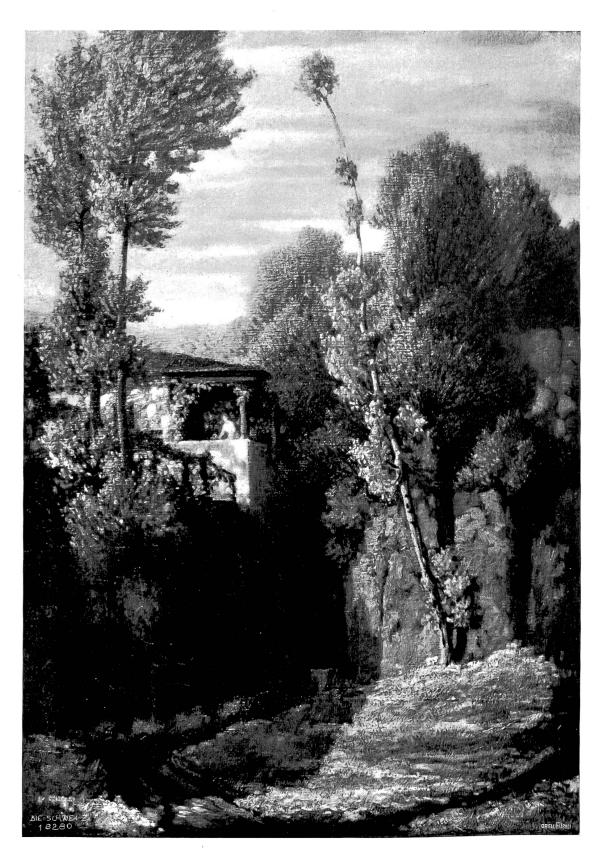
Der Mond zog über die Firne und die schlasenden Häuser von Lindenberg und stand eine Weile wie unbeweglich über dem See. Aus dem See grüßte ein Mond herauf; der war wie er, leuchtend und silbern. Der hing in die Wasser hinein und sank durch die Wasser hindurch, sodaß das Seebecken von der Oberfläche dis hinad zum Grund von seinem Schein durchzittert war. Wie der am Himmel weiterzog, so zog auch der im See durch die Flut, und es war den Frauen ein schönes Schauspiel, die Wandernden zu betrachten, den in dem dunkeln Sammt der Nacht und jenen, der sein Silber in die Wellen spann...

X.

Meister Antonio ging in seinem Atelier auf und ab. Er hatte seinen leinenen Arbeitskittel an einem Nagel der Wand aufgehängt und sich sein Sammtwams über den Körper geschoben. Mit nervöser Unruhe wanderte er zwischen den Figuren und den Postamenten umber. Seute war sein großer Tag, wo es sich zeigen sollte, ob er ein Handwerker ge= blieben, ein getreuer Ab= und Nachbildner, oder ob es ihm gelungen war, Seele und Leben zu schaffen. Er blieb vor Weißlings Buste stehen, die in der Mitte des Raumes aufgestellt war und von der Winter= sonne bestrahlt wurde. Wohl zum hundertsten Mal an diesem Morgen zog er die Hülle von der Buste zurück und prüfte ihren Eindruck nach. Er hörte Tritte auf der Treppe und ließ den Vorhang herab= gleiten. "Da sind die Herren vom Romitee," sprach er, gab sich einen Ruck in die Höhe und zwang sich in eine Haltung hinein, die der Wichtigkeit des Augenblickes entsprach.

Zwei Herren traten ein in schwarzem Anzug; um den Hals hatten sie weiße Binden geschlungen. Ein wenig hinter ihnen drein kam Grundbacker, der seinen Stelzsuß langsam nachschleppte. Antonio führte sie vor seine Arbeit und schob den Borhang zurück. Einer der ersten beiden Herren trat vor, wandte den Kopf überlegend hin und her, trat wieder einen Schritt zurück und verharrte in stummem Betrachten. Die andern stellten sich ihm zur Seite auf, gleichsam um anzudeuten, daß sie kein eigenes Urteil abgeben möchten und auf das ihres Gefährten vertrauten, der an Gestalt kleiner war wie sie, zierslich und beweglich gebaut, und unter den angegrauten Haaren eine hohe schmale Stirn verbarg.

Antonio hatte sich ganz zurückgezogen und kämpste gegen das Fieber an, das ihm die Erwartung in die Backen trieb, und war unsähig, etwas Rechtes zu denken. Ein paar banale Witze sielen ihm ein, schwirrten wie schwerfällige Kerbtiere in seinem Gehirn herum, sodaß es ihm unmöglich war,



Ernst Schweizer, Zürich.

Ein Frühlingstag (1903). Original in Zürcher Privatbesitz. phot. ph. & E. Cink, Zürich.

sich zu konzentrieren oder seine Aufmerksamkeit von diesen dummen Wigen abzulenken. Immer kamen sie wieder, von irgendwoher geflogen, brummten ihm im Ropf herum und verdarben ihm den Ernst der Stunde. Er wußte nicht, was ihn so leer gesogen hatte, ihn so seiner Energie beraubte, daß er willen= los diesen dummen Wigen ausgeliefert war, die er einmal aufgefangen und vergessen hatte und die ihm aus der Vergangenheit entgegengeschwirrt kamen und sich ihm ins Gehirn festsetzten und ihn plagten durch ihre aufdringliche Albernheit. In dies sem Schweigen der Lebendigen stand das Schweis gen des Marmors, stand Beißlings Seele, diese trokige, sich aufbäumende und hadernde Seele, die das Geschenk ihres atmenden Körpers empört von sich geworfen hatte, die es zu keinem Einklang kom= men lassen wollte zwischen sich und dem Schickfal. Antonio hatte das Rätsel der sich empörenden Seele in ein Stud weißen Marmor gebannt.

"Uomini siamo, wir sind Menschen," sprach der aus seinen Betrachtungen heraus, ging auf Antonio zu und schüttelte ihm die Hand. "Ich gratuliere Ihnen, Meister Vanni, zu dieser Leistung!"

Antonio schoß das Blut warm zum Herzen. Ein Anerkannter hatte ihm Glück gewünscht, der zu den Ersten seines Landes gehörte. Nun war er kein Handwerker mehr; nun hatte er wirklich sich zum Künstler durchgerungen. Seine Knabenträume fielen ihm ein, von damals, als ihm sein Lehrer riet, sich durch das Handwerk schönes weißes Brot zu verschaffen und sich mit dem Handwerk zu be= gnügen. Er sah ein, daß er damals törichte Tränen geweint hatte; denn eine Sehnsucht läßt sich nicht ausbrennen, und ein Wille läßt sich nicht ausreißen. Eine Sehnsucht konnte irregehen. Wir sind Men= schen und bestehen aus Schwachheit. Einen Willen konnte es verdrießen, sich gehemmt und abgelenkt zu sehen von dem Ziel, das vor ihm in der Ferne hinter blauen Schleiern lag. Er konnte wild und ungebärdig sich gegen sein Menschentum auflehnen, das ihn schwach machte, das ihn in die Irre gehen ließ und hemmte, jenes Ziel zu erreichen, das vor ihm im Blauen stand. Dann erfüllte sich ein dunkles Geschick; dann begab sich ein trauriges Schauspiel, dann geschah es, daß der empörte Wille sich seines Menschentums entledigte...

"Wir sind Menschen!" Dieser in die Gegenwart gesetzte Ausspruch Dantes löste plöglich den Män= nern das Rätsel über Weißlings Handlung. Er hatte sich als Gott gefühlt und war an seinem Men= schentum zerbrochen; es mochte schwer sein, eine unsichtbare Krone zu spüren und sie demütig durch den Staub des Tages zu tragen, durch den Alltag mit seinen Kleinigkeiten, die wie Stechmücken, lästig

und zudringlich, sich nicht verscheuchen lassen. "Weißlings Tat war die eigennütige Handlung eines starken Willens," sprach der, der Antonio beglückwünscht hatte. "Rein Mensch gehört sich selber allein," fuhr er zu reden fort und betrachtete die Sta= tue, die schön in ihrer Vollendung wirkte, und sah die Männer an, die im Leben standen und um ihn waren und auf seine Worte achteten. "Er gehört den andern Menschen mit, denen, die mit und um ihn leben, und hat er ihnen nichts zu geben als ein paar Melodien, die ihnen des Tages Not verklären, er darf sie nicht hinter seinen Zähnen ersticken. Singt doch ein Bogel sein Lied vom Baum, den Menschen zur Lust, und ist nur ein Vogellied. Ein Mensch gibt seine Seele. Weißling hat uns die Hymne auf das Leben geschenkt, die auf allen Lippen ist. Darum ehrt die Stadt sein Andenken und beklagt seinen Tod...

Den Männern wurde klar, was sie alle dunkel gefühlt hatten, aber im Rampf mit dem Leben nicht aus der Dunkelheit des Empfindens heraus an das Licht heben konnten. Jest brach es aus ihnen her= vor wie ein natürlicher preisender Lobgesang: "Das Leben ist die köstlichste Erdengabe. Wir halten sie in unsern warmen Händen und können einen Segen schaffen aus unsern Tagen, aus unsern Stunden, aus jedem Atemzuge für unsere Brüder und Schwestern, für uns. Das Leben ist die stärkste Macht; wir fönnen sie nicht tropig erringen, wir können sie nicht hadernd erstreiten. Wir können sie nur dankjubelnd in den Händen halten als ein köstliches und einziges Geschent!"

"Wir wollen es nie fehlen lassen an der Güte zu= einander," sagte Antonio und stellte sich neben Grundbader hin, der aufmerksam Weißlings Züge

"Meister Banni," antwortete er, "Sie leben unter einer warmen Sonne, in einem Lande, das freiwillig gibt, was ein Mensch braucht zum Dasein. Ein Großer, Dante, hat Ihnen den Sinn geschärft für ein innerliches Leben. Sie sind der Schönheit einen Schritt näher als wir. Unsere Sonne ist fühl; unsere Erde ist geizig. Unser Schweiß erst zwingt ihr einen fargen Segen ab." Grundbacker stellte sich dicht neben Vanni hin. "Unser Geist ist nicht gefällig. Eigenwillig sitt er in unsern Hirn= schalen und muß erst eine ganze Kultur erobern, die Sie in der Wiege empfangen haben. So sind wir rauh und werden roh durch den Kampf. Ich weiß, mein Name ist auch mein Uebername. "Grundbader' heißt man mich doppelsinnig, weil ich mit diesem Handwerk Geld verdiene, viel Geld, das mich frei gemacht hat und stolz auf meinen Namen. Ihr Wort von der Güte will ich mir merken.

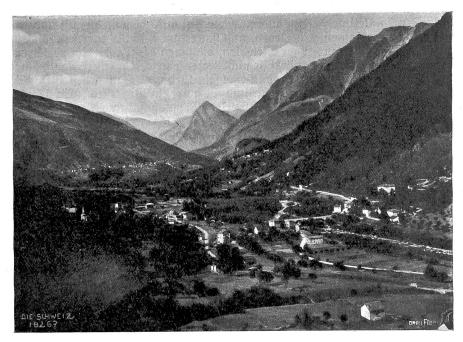
"Eine Ihrer Frauen hat es gefunden. Ich habe es mir angeeignet und zur Richtschnur meines Lebens gemacht," antwortete Antonio, dem es klar war, daß Grundbacker so zu ihm sprach, weil er mit Burgers verkehrte, mit Frau Annie und dem Archi= tekten, der keine Gelegenheit verstreichen ließ, um

Grundbacker zu höhnen.

"Eine von unsern Frauen?" fragte Grundbacker ungläubig, wie man eine frohe Botschaft miß-trauisch nachprüft, aus der Furcht heraus, die Ohren fönnten den Schall falsch geleitet haben. "Eine Ihrer Frauen," bestätigte ihm Antonio.

"Eine Lindenbergerin!"

Da wurde Grundbacker froh darüber, daß seine rauhe Heimat Frauen hatte, die von Güte wußten und sie so zu preisen verstanden, daß ihre Worte im



Bleniotal Abb. 1. Acquaroffa - Comprovasco; iconfte Talanficht.

Herzen des Südländers hafteten. "Die Güte kann ich gebrauchen," sprach er nachdenklich; "mein Stelzfuß bedarf der Nachsicht!" Der große Meister wünschte mehr von Antonio zu sehen. Er schob die Wand zurück, dahinter Antonios frühere Arbeiten standen und zuvorderst die Büste der Frau Arnold.

"Ich sah sie vor einigen Tagen durch die Straßen gehen," sagte der große Meister; "da waren ihre

Züge bedeutender, als sie im Ton hier sichtbar sind."

"Die einen reift das Schicksal, die andern reift der Tod," antwortete Anstonio gelassen und schob die Wand wieder vor. "Einsmal glich ihr mein Ton. Mein Meihel hatte ihren Ausdruck geadelt. Dann ist das Schicksal über sie gestommen, und mein Ton blieb wie eine Pfuscherei zurück hinter dem, was das Schicksal aus ihrem Antlitzschuf..."

Der große Meister nickte. "Die Stadt schickt Ihnen ihre Leute; die werden Weißlings Büste abholen. Ich gratuliere Ihnen noch= mals, Herr Vanni!"

Die Herren verabschies deten sich. Boraus ging der große Meister, von dem die

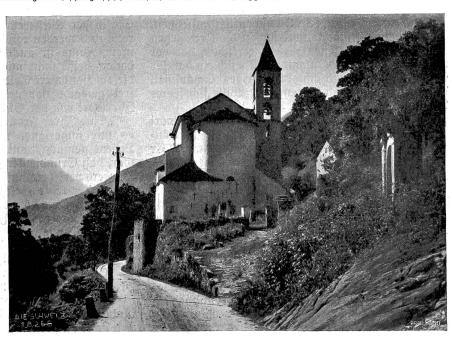
Leute sagten, daß er sein Ziel erreicht habe, das ferne, das hinter blauen Schleiern steht. Ihm folgte der eine, der nicht gewagt hatte, dazwischenzusprechen oder eine Meinung zu äußern. Zuletz ging Grundbacker und mühte sich die Treppen hinzunter. Das Wort von der Güte wollte ihm nicht aus dem Sinn, das Wort von der Güte, das aus dem Munde einer Lindenbergerin gekommen war.

(Fortfetung folgt).

Das Bleniotal.

Mit 3wölf Abbilbungen nach photographischen Aufnahmen von S. A. Schnegg & Co., Laufanne.

Bechs Stuben sind im Ber= nerhaus, und alle dürfen sich sehen lassen; aber die Bisitenstube ist das Oberland! So fagte der Gletscherpfarrer Stra-Ber in Grindelwald. Dieses Wort ist auch auf den Kanton im Süden des Alpenwalles anzuwenden, der freilich die Visitenstube ins Unterland verlegt hat, nach Locarno und Lugano, in das Paradies an den "italienischen Geen". Mancher meint das ganze Haus der Brüder im Teffin gefehen gu haben, wenn er jener Gegend über einen Festtag und in aller Eile einen Besuch abstatten konnte. Jeder nach seinen Um= ständen! Wer mit seiner Zeit geizen muß, der schließt sich mit Recht dem großen Fremdenstrome an; wer aber über einige freie Tage oder Wochen verfügt, geht mit Borliebe von der großen Seerstraße ab und



Bleniotal Abb. 2. Kirche (S. Antonio) in Caftro.